

Ist das Ordensleben am Ende?

Letztlich kommt es nicht darauf an, wie alt wir sind, wie viele oder wie wenige wir sind, nicht einmal, wie viel und wie oft wir beten. Das, worauf es ankommt, ist, dass in unserer Gemeinschaft das Feuerchen des Gottesgeistes brennt und wir es gemeinsam hüten.

„Das Ordensleben hat sich heute überlebt.“ Ein Mitbruder sagte dies beim Abendessen im Brustton der Überzeugung. Ich legte Protest ein, verwies auf Afrika und ein anderer Mitbruder konnte zwei Beispiele aus Deutschland und Österreich nennen, in denen das Ordensleben aufblüht.

Dennoch kann ich nicht leugnen, dass vielerorts die Ordensgemeinschaften überaltert und nicht mehr lebensfähig sind, sich oft nur noch als religiöse Dienstleister dahinschleppen und ihre Häuser nach und nach aufgeben müssen.

Das scheint den Satz des Mitbruders vom Untergang des Ordenslebens zu bestätigen. Warum aber gibt es dennoch einzelne Klöster, die lebendig sind und junge Menschen anziehen?

Ich habe deshalb den Satz ein wenig modifiziert: „Das Ordensleben hat sich, *so wie es sich bei uns entwickelt hat*, überlebt.“ Ich blicke auf über fünfzig Jahre Erfahrung im Ordensleben zurück. Darin liegt die Versuchung, die Vergangenheit nostalgisch zu glorifizieren. Wir waren viele, wir waren jung, wir hatten Talente, unsere Gottesdienste waren gesucht. Mein Bruder, P. Leopold in Litauen, sagt manchmal: „Wir haben gute Tage gesehen.“

Dennoch findet sich schon in meinen ersten Ordensjahren der Keim der Entwicklung, die zu dem geführt hat, was wir heute als Auflösungserscheinungen wahrnehmen. Wir Jungen lehnten uns auf gegen den erstarrten Konservatismus der älteren Generation, gegen eine theologische, liturgische, autoritäre und den Einzelnen unterdrückende Herrschaft der Vergangenheit. Wenn ich unseren Noviziatsmagister fragte, warum dies oder jenes so sei, so war seine Antwort stets: „Das ist Provinzbrauch.“ Doch dann kam der Traditionsbruch. Der normativen Autorität der Vergangenheit stand bald die Forderung nach „Aggiornamento“ (Papst Johannes XIII.) entgegen. Konservativ oder progressiv waren dann über viele Jahre die Fronten in den Konventen. Der Bewahrung der Tradition stand nun das Streben nach Selbstverwirklichung entgegen.

Ich kann hier nicht das ganze Geschehen des Traditionsbruches der vergangenen fünfzig Jahre nachzeichnen, das auch bedingt ist durch die gesellschaftliche Entwicklung z.B. an den Universitäten („Hinter den Talaren Muff von tausend Jahren“), durch antiautoritäre Erziehung, durch das Vatikanische Konzil, durch die durch die Enzyklika *Humanae Vitae* von Papst Paul VI. mitbedingte sexuelle Revolution, durch marxistische Kritik der Gesellschaft, Hippiekult und Aussteigertum, und Willi Brandts „wir schaffen das neue

Deutschland.“ Es war die hoffnungsvolle, man könnte sagen, pubertäre Aufbruchsstimmung der Babyboomer.

Wann diese Stimmung gekippt ist, ließe sich auch nachzeichnen. Jedenfalls ist an ihre Stelle wirtschaftlich, gesellschaftlich, kirchlich und politisch Ernüchterung, ja Enttäuschung getreten. Und so hat sich auch parallel das Ordensleben bei entwickelt. Nicht nur *wir* haben ein Problem, Nachwuchs zu finden, junge Leute fehlen überall, in allen Berufen. Nicht nur unser Orden ist ins gesellschaftliche Abseits geraten, die ganze Kirche findet sich dort.

Ein Trost für mich ist, dass es nicht auf der ganzen Welt so ist. Im Gegenteil. Kürzlich sah ich ein kleines Video aus der Franziskanerhochschule in Lusaka in Zambia. 200 junge Brüder feierten dort mit Begeisterung die heilige Messe. Sie studieren dort Theologie und werden einmal Priester im Franziskanerorden. Auch in Asien und Südamerika blüht das Ordensleben. Man soll also aufpassen, dass man den Horizont nicht zu eng zieht. Deutschland ist nicht die Welt.

Aber wir sind nun einmal hier und sind vor die Existenzfrage gestellt. Was können wir tun, oder können wir überhaupt noch etwas tun? Eine gewisse Gefahr besteht darin, nostalgisch zurückzublicken und die „gute alte Zeit“ wieder wiederholen zu versuchen, indem man sich betont konservativ gibt. Letztlich ist dieser Versuch aber zum Scheitern verurteilt, weil die Zeit eine andere geworden ist und weil uns die Leute fehlen.

Einen anderen Weg versuchen die Brüder der Deutschen Franziskanerprovinz mit dem Positionspapier „Franziskaner – Wir positionieren uns - Kirche sein in der Freiheit der Kinder Gottes.“ (2022) Nur, *wer* vertritt die schönen Positionen und *wo* werden sie vertreten? Und wodurch unterscheiden sie sich z.B. von den Forderungen des synodalen Weges. Ich vermisse den „Appeal“ des franziskanischen Ordenslebens, der einen jungen Menschen dazu führen könnte, es mit uns zu versuchen.

Bei dem eingangs erwähnten Tischgespräch berichtete P. Franz Gruber von einem Gespräch mit dem Provinzial der Passionisten in Schwarzenfeld. Sie seien nur eine kleine Provinz von 21 Brüdern. Wie ein Wunder klingt es allerdings für uns, dass sie vier zeitliche Professuren und vier Novizen haben. Auf die Frage von P. Franz, wie es ihnen gelungen sei, junge Mitbrüder zu gewinnen, sagte der Passionist, dass sie gar nichts Besonderes täten, dass sie aber alles gemeinsam täten, das Morgengebet und eine Stunde Anbetung, die Mittagshore, die Mahlzeiten und die Vesper. Sie ordneten diesen Gebets- und Gemeinschaftszeiten alles unter und würden auch nicht dem Bischof zu Diensten sein, wenn dies ihren Lebensbedingungen entgegensteht. Von ähnlichen Formen erzählt P. Michael Hubatsch auch von einer aufblühenden Frauengemeinschaft. Er meinte, der wesentliche Unterschied dieser erfolgreichen Ordensgemeinschaften liege darin, dass sie gemeinsam ein „spirituelles“ Leben führten. Leuchtendes Vorbild sei schließlich die Zisterzienserabtei Heilig Kreuz in Österreich.

Das ist nun etwas anderes als ein betont „konservatives“ Ordensleben zu führen. „Konservativ“ versucht die Form zu erhalten, progressive Einstellung will die alten Formen zerstören, spirituelles Leben erfüllt die Formen mit Geist. Der Buchstabe tötet, der Geist ist es, der lebendig macht. Das ist eine Gratwanderung. Wir Menschen brauchen Formen, aber wir müssen sie mit Geist erfüllen.

Als ich vor vielen Jahren in der Berufungspastoral wirkte, luden wir junge Leute zu Wochenenden mit dem Wort des Evangeliums: „Komm und sieh!“ Damals konnte man bei uns lebendige, junge Brüdergemeinschaften sehen. Aber heute? In den meisten Klöstern sind nur noch ein paar alte, oft gebrechliche Männer und vielleicht der eine oder andere, der etwas jünger ist.

Was können wir noch tun? Oder können wir überhaupt noch etwas tun? Ich glaube: Entscheidend ist nicht, ob wir konservativ oder progressiv sind, entscheidend ist nicht die Form unserer Frömmigkeit, sondern der Geist, der in ihr lebendig ist. Letztlich kommt es nicht darauf an, wie alt wir sind, wie viele oder wie wenige wir sind, nicht einmal, wie viel und wie oft wir beten. Das, worauf es ankommt, ist, dass in unserer Gemeinschaft das Feuerchen des Gottesgeistes brennt und wir es gemeinsam hüten. Das hat Zukunft, und so etwas wird wahrgenommen. Ich hoffe und bete, dass es mehr Ordensgemeinschaften wagen, entschieden und gemeinsam so ihre Berufung zu leben.